

Nr. 184 | Bydgoszcz / Bromberg, 14. August | 1937

Zwei Männer spielen um die Welt.

Roman aus der nächsten Zeit
von Adolph Johannes Fischer.

(10. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Wir sind im Begriff, einzeln, unauffällig, durch verschiedene Ausgänge das Pryce-Hotel zu verlassen.

In einer Viertelstunde sollen Radiodepeschen die Erde umkreisen und in 5 Weltteilen im Sturmtempo Terrainkäufe und Arbeiteraufnahmen bewerkstelligen. Morgen schon werden die ersten Maschinenhallen der „May-Werke" in allen Industriezentren der Welt aus dem Boden schießen.

Im Treppenhaus des Pryce-Hotels hören wir von unten, aus der Halle, erregten Disput, halblaut geführt, aber dennoch sehr im Widerspruch zur sonstigen vornehmen Stille des Hauses.

Jetzt sehe ich, es ist James Bill! Einer der findigsten Reporter der „Stündlichen Nachrichten". Er hat, Gott weiß wie, zuletzt doch noch entdeckt, daß hier eine geheimnisvolle Konferenz stattfindet, und er steht jetzt, als Kellner verkleidet, in peinlicher Situation vor Mister Pryce selbst, dem der Maître d'Hôtel sekundiert. Ein Kellner, den man nicht kennt? Gibt es nicht! Also ein Dieb! Nein? Ein Pressereferent? Haha! Ulkig! Aber es darf nicht sein, keine Ausnahme! Bill wehrt sich verzweifelt, aber er wird ebenso liebenswürdig wie unerbittlich auf die Straße gesetzt.

„Hören Sie mich doch an," beschwört Bill noch einmal den Herrn des Hauses, „ich bin ja kein Verbrecher! Meine Zeitung zahlt ihnen jeden gewünschten Betrag! Nur lassen Sie mich — oh — nur fünf Minuten! — Nur eine Minute! — Nur einen Blick in den Saal! — Ich muß . . ."

Aber sein Redestrom erstickt, als würde er fortgeschwemmt . . .

Nichtsdestoweniger zeigt die nächste Nummer der „Stündlichen Nachrichten" unsere Konferenz im Pryce-Hotel, „nach der Natur aufgenommen vom Spezialzeichner unseres Blattes James Bill" — sie bringt zweiundvierzig Namen der Teilnehmer, fünfunddreißig davon sind frei erfunden. Auch German May prangt dort, „fälschlich vom Universale-Haus als tot ausgegeben!" Der Clou aber ist German Mays Bildnis — zwar nach einem Porträt des Galilei gezeichnet, — aber das fällt den Lesern der „Stündlichen Nachrichten" nicht auf. Zugleich wird in den meisten Zeitungen dem Publikum der ganze Unsinn aufgetischt, den die Natas-Blätter mit Hilfe ihres drahtlosen Horchers von unserer Scheinkonferenz im Hause Harders erlauscht haben. Es ist ein wüstes Gefasel von allem möglichen, angefangen von reformierten elektrischen Taschenlampen bis hinauf zu verbesserten Mondraketen.

German May fährt mit Willy in unser Haus zurück. Mit höchstem Widerwillen hat er seine Brillantenkette wieder aufgelesen, mit wütender Verbissenheit die Mantille der Urgroßtante wieder umgehängt.

Wir jagen zurück ins Universale-Haus.

Rasch, zum Abendessen!

Ich eile zuvor noch ins Zentral-Bureau, überfliege die Steno-Notizen, lasse das Diktaphon die Auszüge der wichtigsten Meldungen sagen.

Plötzlich stürzt Willy herein.

Er fiebert vor Erregung.

„Schnell, Fred! Es gibt einen zweiten German May!"

„Was?"

„Einen zweiten German May!" schreit er.

„Wo?"

„Bei uns! In unserem Hause!"

Willy faßt meine Hand, reißt mich fort.

„Wohin, Willy?"

„Lauf! Fred, lauf!"

„Kann es nicht unser German May sein?"

„Der sitzt im Speisezimmer als „Tante Ada"."

Wir stürzen davon.

„Willy, erkläre doch," rufe ich.

„Weiß nichts zu erklären", keucht er. „Anruf bei mir. Hilfezeichen!"

„Von wo?"

„Westtrakt, 60. Stock, Bureau 17B."

„Aber wieso . . ."

„Weiß nichts, nichts! Nur schnell, Fred!"

„Was soll das heißen?"

„Ein Spuk . . . ein neues Verbrechen . . . ein Gespensterspiel unserer Feinde!"

„Zu welchen Zweck?"

„Ich rate selber!"

„Hast du den zweiten May im Fernmelder gesehen?"

„Keine Zeit! Wir müssen ihn haben!"

Wir jagen vorwärts, werfen uns in einen Paternoster, sausen hinab, springen auf ein laufendes Band, auf dem wir mit doppelter Schnelligkeit ins Bureau 17B rennen.

„Wer hat hier Dienst, Willy", frage ich außer Atem, indes Willy die Tür aufreißt.

„Jetzt Thomas Beck! Von ihm die Meldung."

Die Beamten der Vorräume blicken uns bestürzt an.

„Ist jemand soeben hier herausgegangen?" ruft Willy.

„Niemand", antwortet man erstaunt.

„Wie lange nicht?"

„Überhaupt nicht."

„Dann ist er noch drinnen, Becks Bureau kann man nur von hier aus erreichen."

Ich atme auf.

Thomas Beck, ein alter Mann, erwartet uns stehend, er bebt an allen Gliedern und stützt sich dabei auf den Schreibtisch, als fürchte er, zusammenzubrechen.

„German May lebt ja!" ruft er bei unserem Eintritt, „— er war hier!"

„Er war?" Willy beißt sich auf die Lippen. „Ich telephonierte Ihnen doch, Sie sollten ihn zurückhalten! Um jeden Preis zurückhalten! Aber — er ist ja nicht da hinaus, wo wir hereingekommen sind? — Er ist also noch hier?"

„Nein," antwortet Beck mit zitternder Stimme, „er ist dort hinein!" Er deutet auf den nächsten Raum. „Ach," jammert er, „ich bin doch so erschrocken, wie er mir seinen Namen genannt hat!"

„Hier hinein? Nun, dann werden wir ja mit ihm selber reden! Dort gibt es keinen Ausgang mehr." Bei diesen Worten dreht Willy den Schlüssel der Zimmertür um, durch die wir soeben hereingelaufen sind.

Ich nicke, reiße die andere Tür auf — doch das Zimmer nebenan ist leer!

Es enthält nur Regale mit Stapeln von Akten und drei Fenster, die alle offen stehen und in einen weiten Lichthof münden.

Wir blicken hinaus, abgründige Tiefe gähnt uns entgegen. Hier gibt es nicht einmal Feuerleitern — und die Leiter vor Becks Fenster kann man von hier aus auch nicht im Sprung erreichen. Selbst der kühnste Artist würde das nicht treffen.

„Niemand ist hier, Beck! Wie verstehen Sie das? In diesem Raum kann sich doch kein Mensch verstecken?"

„Ich verstehe nichts! Gar nichts!" jammert der zu Tode Erschrockene.

„Wie sah dieser German May aus?" forscht Willy.

„Zwergenhaft klein, mager, häßlich, hohe Stimme, weißes Haar — erinnert an die Teufelstanzmasken im Südseemuseum."

Eine zutreffendere Beschreibung German Mays könnte man nicht geben.

Wir kehren in Becks Bureau zurück.

Ich rufe telephonisch Viktor an:

„Viktor, bitte „Tante Ada" zum Hörer! — Denke dir, „Tante Ada" — German May — der tote German May — von dessen Ermordung in unserem Hause ich dir erzählt habe — war soeben hier!" (Ich muß so sprechen, damit Beck nichts von unserem German May erfährt.)

„Was?" meckert Germans Greisenstimme.

Da ruft Beck:

„Das ist ja dieselbe Stimme!"

Er hat Mays Stimme aus dem Telephon gehört.

„Und was hat zu Ihnen diese Stimme gesagt, Beck?" fragt Willy finster.

„Diese Stimme?" erwidert Beck verzagt. „Oh — sie hat gesagt: „Melden Sie Ihrem Chef, daß er einem Betrüger aufsitzt! Ich bin der richtige German May! Und ich bin nicht tot"!"

„Warum kommt dieser richtige nicht zu uns, Willy?" frage ich.

„Ich glaube — er wagt es nicht", murmelt der alte Beck.

„Warum glauben Sie das?" fragt Willy argwöhnisch.

„Ich... ich vermute... aus seinen Worten..." stottert Beck.

„Glauben Sie, Beck, daß jener zweite German May sich noch in unserem Hause aufhält?"

Beck nickt.

„Daß er sich hier irgendwo verbirgt?"

Jener nickt wieder schweigend.

„Aber wo?"

Beck zuckt die Achseln, es scheint, er findet vor Aufregung keine Worte.

„Rätsel über Rätsel", murmelt Willy.

„Und sonst hat er nichts gesagt, Beck?"

„Nein! . . . Oh — doch! . . . Plötzlich ist er fortgestürzt mit dem Rufe: „Größte Gefahr! Sagen Sie Ihrem Chef, er ist in seinem Hause in größter Gefahr"!"

„Nette Aussichten, Willy, nicht wahr?" rufe ich.

„Wir wollen sehen, Fred!" Dann neigt sich Willy zu meinem Ohr und flüstert: „Ist es möglich, daß Beck wahnsinnig ist?"

„Ich glaube nicht, Willy", antworte ich ebenso leise.

Trotzdem Beck unmöglich unsere Worte verstanden haben kann, hat er doch, scheint es, ihren Sinn erraten.

„Ich bin nicht wahnsinnig, Herr Jansen", sagt er traurig.

„Nein, sicher nicht, Beck", beruhige ich ihn. „Wie lange haben Sie heute noch Dienst?"

Beck blickt auf die Uhr.

„Noch zwanzig Minuten, Herr Jansen."

„Wenn Sie schon jetzt gehen wollen?"

„Danke, Herr Jansen."

In diesem Augenblick starrt er entsetzt auf ein zusammengefaltenes weißes Blatt, das auf der Ecke seines Schreibtisches liegt.

„Was ist das?" murmelt er entgeistert. „Haben Sie dieses Papier jetzt hierhergelegt, Herr Jansen?"

„Ich? Nein!"

Ich greife nach dem Zettel und entfalte ihn.

Nur drei Worte in Maschinenschrift stehen darauf:

„Fort!

Gefahr!

German."

„Hat dieses Papier zuvor nicht hier gelegen, Beck?"

„Gewiß nicht", stammelt Beck mit flackernden Augen.

„Aber es kann doch nicht — während wir hier stehen —?! . . . Es gibt doch keine Gespenster!"

„Was kann? Und was kann nicht?" klagt Beck verzweifelt. Schweiß steht auf seiner Stirn.

„Ist jener German May nicht auch von dort hereingekommen?" murmelt er verstört. „Von dort herein? — Und wieder dort hinaus? — Und doch ist keine Tür dort drinnen! — Und Sie sagen selbst, er kann auch zu den Fenstern nicht hinaus!"

Er verstummt — und wieder stellt sich jenes schreckliche Zittern bei ihm ein.

„Ich danke Ihnen, Beck."

Wir gehen. Willy schüttelt finster den Kopf.

„Hältst du es für möglich," flüstere ich im Lift Willy zu, „daß unser German May tatsächlich nicht der richtige sein sollte? — Kann damals im Spital — bei der Wiederbelebung — ein Austausch erfolgt sein? — Oder war vielleicht der ganze Starrkrampf schon nur eine Komödie? Das Spiel eines raffinierten Verbrechers, der sich auf diese Weise an die Stelle des echten German May gesetzt hat? — Aber wieso hätte jener die sieben Safeschlüssel? — Und woher — und wohin ist dieser zweite German May gekommen?"

Willy, völlig in Gedanken versunken, antwortet nicht.

Im Speisezimmer treffen wir German May, unseren German May, in höchst nervöser Stimmung.

„Was ist los?" ruft er uns entgegen.

„Sie sind noch einmal hier, German! Soeben waren Sie als Doppelgänger in einem unserer Bureaus. Sie sind ohne Feuerleiter von irgend woher im sechzigsten Stock zum Fenster hereingestiegen und ebenso wieder verschwunden. Wirklich wunderbar! Wie ein Phantom! Ein körperloser Spiegelmensch, der durch Mauern schreitet."

„Vielleicht mittels eines Flugzeuges?" fragt „Tante Ada".

„Auch dazu müßten Sie ein verwünscht geschickter Kerl sein. Abgesehen davon, daß ein Flugzeug nicht ganz unbemerkt bleibt."

„Und was habe ich sonst noch alles getan?" fragt May stirnrunzelnd.

„Sie behaupten — das heißt, Ihr Doppelgänger behauptet —, daß Sie eine Fälschung sind, German! Er hat uns diesen Brief gegeben."

Willy schwingt das zusammengefaltete Blatt.

May greift darnach. „Kann ich ihn sehen?"

„Hier!"

„Maschinenschrift!" flüstert May. „Nun," ruft er dann, „wenn ich mit der Maschine schreibe, sieht allerdings meine Schrift genau so aus. Gleicht mir übrigens der Mensch?"

„Vollkommen! Beck, der ihn gesehen hat, schildert ihn aufs Haar wie Sie!"

„Zweifeln vielleicht auch Sie, Herr Jansen, an mir?" fragt German mit bösem Lächeln. „Dann gibt es ein einfaches Mittel, um den richtigen von uns beiden herauszufinden: In meinen Werkstätten liegen Eintragungen von meiner Hand. Lassen Sie mich das gleiche noch einmal schreiben — vor Ihren Augen — und vergleichen Sie die Schrift! Übrigens — habe ich denn nicht vor Ihnen die Pläne meiner Erfindung noch einmal gezeichnet? Kann das ein Schwindler tun?"

„Kein Wort mehr, German!" antworte ich. „Wir zweifeln natürlich nicht an Ihnen."

„Aber", fügt Willy hinzu, „eines steht jedenfalls fest: daß wir in diesem Hause nicht mehr sicher sind!"

Dabei seufzt er.

Und das will viel bei Willy besagen.

(Fortsetzung folgt.)

Mexikanische Streiflichter.

Von Carleton Beals.

Geld als Macht an sich spielt in fast ganz Mexiko keine Rolle. Vor einiger Zeit wurde einem meiner Freunde, der auch zugleich ein Freund geregelter Arbeit war, eine Bodenkonzession erteilt. Er fand es tragbar, den bisher üblichen Tageslohn von 25 Centavos zu verdoppeln. Fünfzig Centavos schienen wenig genug. Am Ende der ersten Woche wurde den Peons die erhöhte Rate ausbezahlt. Jedermann schien befriedigt. Am Montag morgen aber, als die Tore geöffnet wurden, kam keine Menschenseele; die Arbeiten blieben liegen. Die Peons waren früher mit ihren 25 Centavos im Tag ausgekommen; aber nun hatten sie in einer Woche so viel verdient, daß es für zwei Wochen reichte. Warum also sollten sie schon wieder arbeiten? Völlig ungewohnt, mit Geld umzugehen, war ihre Logik unangreifbar. Der einzige Weg, der meinem Freund offen blieb, um einen ungestörten Fortgang der Arbeit zu sichern, war der: seine Grundsätze hintanzustellen und die Löhne auf 25 Centavos herabzusetzen.

Ein Schreiner verrichtete irgendwelche Arbeit im Hause einer Dame in Mexikos Hauptstadt. Nachdem er fortgegangen war, entdeckte sie, daß noch etwas anderes für ihn zu tun blieb. Drei Wochen lang versuchte die Gute, den Mann ins Haus zu ziehen. Endlich erwischte sie ihn. „Warum sind Sie denn nicht eher wiedergekommen?" fragte sie ihn. „Ich schuldete Ihnen fünf Pesos für die andere Arbeit, und Sie haben sich nicht blicken lassen!"

„Ach, eben das war der Grund. Wäre ich gekommen, so hätten Sie geglaubt, es sei des Geldes wegen."

*

Oft habe ich versucht, Sachen auf mexikanischen Landstraßen von Bauern zu kaufen, die nach den Märkten unterwegs waren. Selten sind sie bereit, etwas abzugeben, wenn sie auch noch einen Tag und eine Nacht mit ihren schweren Lasten zu wandern haben, ehe sie an ihren Bestimmungsort gelangen. Der Gang auf den Markt ist für einsam und abgelegen wohnende Leute hier nicht so sehr eine wirtschaftliche Angelegenheit, als vielmehr eine gesellschaftliche Notwendigkeit.

Als ich in Coyoacan wohnte, kaufte ich immer zwei Orangen von einer Frau an der Ecke der Plaza. Eines Tages bot ich ihr an, da ich an diesem Abend eine Gesellschaft geben wollte, ihr den ganzen Vorrat von etwa vier Dutzend Orangen abzunehmen. Sie sah mich streng an. „Hier sind Ihre zwei Orangen. Ich suche immer zwei von den besten für Sie aus."

„Aber ich will alle kaufen, die Sie haben."

Sie schüttelte ihre weiten Röcke wie eine aufgebrachte Henne. „Das können Sie nicht. Was, glauben Sie, würde ich den ganzen übrigen Tag lang tun, wenn ich keine Orangen mehr zu verkaufen hätte?"

*

Einmal machte ich in Santa Rosa Rast, um eine zimtgewürzte Tasse Schokolade zu trinken, wie sie dort in einer hölzernen Schale mit einem holzgeschnitzten Stöckchen zwischen den braunen Fingern so lange in vorgeschichtlicher Art gequirlt wird, bis sie gallertartig gerinnt. Die Indianerin fragte mich, ob ich sie „mit Ringen" wolle oder „ohne Ringe".

„Was ist der Unterschied?" fragte ich.

„Ohne Ringe kostet es drei Centavos. Mit Ringen fünf."

„Dann mit Ringen", sagte ich.

Sofort steckte sie an jeden Finger ihrer beiden Hände drei oder vier Ringe mit funkelnden falschen Steinen. Wie der Quirl sich drehte, klingelten die Ringe, bis die Schokolade aufkochte und über den Tassenrand lief.

Ich trank dieselbe Schokolade, die ich auch „ohne Ringe" getrunken hätte. Aber „mit Ringen" hatte mich unverzüglich in einen Caballero verwandelt.

*

Und dann war da der einbeinige Bettler vor meinem Hause in Coyoacan. Jeden Morgen warf ich ihm fünf Centavos in seinen verwitterten Sombrero. Es war ein leutseliger, wenn auch schmutzstarrender Mann, der immer einen Witz auf Lager hatte. Als ich von einer mehrwöchigen Reise ins Landinnere zurückkam, strahlte sein Gesicht vor Freude auf. Wie gewöhnlich, warf ich fünf Centavos in seinen Hut.

Er fischte sie heraus und gab sie mir zurück. „Sie schulden mir 1 Peso und 65 Centavos, Sennor", bemerkte er mit todernster Miene. Ich zahlte.

(Deutsch von Hans B. Wagenseil.)

Abenteuer mit einem Raben.

Ein Erlebnis von Georg Britting.

Raben sind Märchentiere, wie Drache und Einhorn, und seit früher Jugend aus Bilderbüchern dem Stadtkind vertrauter als Pferd und Ochse. Wie war ich aber enttäuscht, als ich bei einem Ausflug vor die Tore der kleinen Stadt zum erstenmal schwarze Vögel krächzend von den Wiesen aufsteigen sah und man mir sagte, das seien Raben. Es waren aber keine Raben, wie ich später befriedigt erfuhr, es waren Krähen, und die mächtigen, echten, alten Kolkraben, die Galgenvögel des Mittelalters, gäbe es in Deutschland nur noch in den großen östlichen Ebenen. Aber das Auge gewöhnte sich an die kleineren Vettern, und ein Rest von Geheimnis blieb und umwittert sie immer noch für mich.

Vor einigen Jahren verbrachte ich zwei glühende Sommermonate in dem Tiroler Dorf Elbigeinalp, und dort hatte ich zur Zeit des zweiten Grasschnitts das Abenteuer mit dem schwarzen Vogel. Das breite Tal, in dem das Dorf liegt, war mit den auf Stöcken befestigten Grasbündeln bedeckt, die in der Sonne trocknen sollten. Ein knallblauer Himmel wölbte sich, die Berge standen mächtig, und es war wunderbar, quer über die Wiesen gehen zu dürfen.

Vor dem Mittagessen, es hatte eben zwölfmal vom Kirchturm geschlagen, ging ich, gerade von einer Arbeit kommend und mit den Gedanken noch bei ihr, in die Wiesen hinein, barhäuptig. Die Sonne kochte die Grasbündel, daß sie rauchten. Der Geruch des Heus schwamm über dem Tal. Wie in einer leisen Trunkenheit ging ich zwischen den Bündeln dahin. Vom Lech drüben sah ich eine Krähe herstreichen und sich niederlassen. Ich ging auf sie zu und berechnete, wann sie auffliegen würde, wie das scheue Tier das immer tut, wenn man sich ihm bis zu einer gewissen Entfernung nähert. Aber die Krähe blieb, und belustigt ging ich noch näher an sie heran, und als sie immer noch nicht aufflog, erwachte eine Art von Jagdlust in mir. Ich hielt gebückt weiter auf sie zu, nahm Deckung hinter den Heubündeln, legte mich dann auf den Bauch, sie wie ein Indianer aus Knabenzeiten zu beschleichen. So kam ich bis vielleicht fünf Schritte an sie heran, den Kopf an den Boden gedrückt, daß das kurze Gras mich kratzte.

Ich lugte hinter einem Bündel vor, da saß sie, neigte den Kopf, sah höhnisch zu mir her, und immer jetzt, wenn ich noch näher heran wollte, flog sie kurz auf, ein paar Flügelschläge nur, und ließ sich wieder nieder, und ich kroch ihr wieder nach. Immer tiefer in die Wiese hinein kamen wir so. Wie ein schwarzes Irrlicht flatterte die Krähe vor mir, der heiße Boden brannte, das Heu stach und biß. Ich hatte das Mittagessen vergessen und das Dorf mit dem Kirchturm und die übrige Welt dazu, nur immer dichter heran an die Krähe trachtete ich. Die war schon längst keine gewöhnliche Krähe mehr, sie war zum riesigen Raben geworden, zum Zauberraben der Märchenbücher, blau schillerten seine Federn, die klugen Augen sahen mich spöttisch an. Ein Marder, dachte ich mir, ein Fuchs bin ich, und im Sprung werde ich den bösen Raben fangen!

Jetzt eben war mir das Tier aus den Augen gekommen. Ein Heubündel hatte sich zwischen uns geschoben. Wenn ich unbemerkt an das Bündel herankam, mußte „es" nur mehr auf Armlänge von mir weg sein, und mit einem Sprung dann mußte ich es haschen können, und so füchsisch war mir zumute, so gierig, daß ich zitterte. Ich hatte das Bündel jetzt erreicht, noch einen Ruck, noch einen, leise, leise, ich stützte mich sprungbereit auf die Knie und die linke Hand, hielt die rechte griffbereit — und tat den

Sprung, und landete — und der Rabe war nicht da! Er konnte nicht fortgeflogen sein. Wie hätte mir das entgehen können! Ich sah mich wild um, sprang auf, aber der Vogel war nirgends zu sehen, wie von der blauen Luft aufgesaugt. Taumelnd stand ich in der heißen Sonne, spähte, lief zwischen den Bündeln hin und her, klatschte in die Hände, stocherte wütend, als habe er sich da verkriechen können, in den Bündeln umher. Das zauberische Tier war und blieb verschwunden.

Die Turmuhr schlug eben halb eins, eine halbe Stunde war ich auf der Rabenjagd gewesen, und beschämt und merkwürdig erregt nahm ich den Weg zum Wirtshaus: hoffentlich hatte mich niemand vom Dorf aus beobachtet. Zwischen Suppe und Fleisch fiel mir ein, daß es nur eine Möglichkeit gab, wie das Tier meinem Blick hatte entkommen können: es mußte, ganz gegen gewöhnlicher Vögel Art weggegangen sein, mit dem wippenden Gang der Raben, mußte eilig und spöttisch und vor sich hin grinsend zwischen den Heubündeln dahingegangen sein, schwanzwackelnd, berstend vor Vergnügen über den Tölpel, der ihm nachstellte.

Die Vorstellung war so komisch, daß ich der dicken, alten Kellnerin, die mir das Fleisch brachte, ins Gesicht lachte, und sie lachte gutmütig mit, während mir gleichzeitig ein kleiner, kalter Schauer über den Rücken kroch.

Lied der Paddler.

Weit' hin, mein Faltboot, gleite —
Um uns die helle Weite
Und Sonne, Strom und Wind.
Auf grünen Wellenkämmen
Dem Fluß entgegenstemmen,
Bis wir an neuen Ufern
Weitab gelandet sind.

Aufklinge, Herz, nun klinge,
Wenn ich im Winde singe
Mein frohes Fahrtenlied . .
Bis unsere Zeltlaterne
Und über uns die Sterne
Im Schweigen sich entzünden
Zur Nacht im Uferried!

Peter Burlach.



Bunte Chronik



Einhundertundsechzig Millionen Ochsen leben in Indien.

In mühseliger und komplizierter Verwaltungsarbeit gelang dieser Tage den indischen Behörden erstmalig, eine annähernd genaue Schätzung und Zählung des Viehbestandes Indiens durchzuführen. Die gewaltige Zahl von einhundertundsechzig Millionen Ochsen läßt die Bedeutung der indischen Viehzucht für den Weltmarkt erkennen. Gleichzeitig mit der Viehzählung wurde auch eine Zählung der in Betrieb befindlichen Handpflüge durchgeführt, da die Ochsen zumeist als Zugtiere verwandt werden und somit die gleichzeitige Zählung der Pflüge keine besonderen Schwierigkeiten verursachte. Die Zahl von zwanzig Millionen Handpflügen zeigt deutlich den geringen Einfluß der Maschinenindustrie, die ständig bemüht ist, den Motorpflug an die Stelle des veralteten Handpflugs zu setzen.

Bär bringt Eisenbahnzug zum Entgleisen.

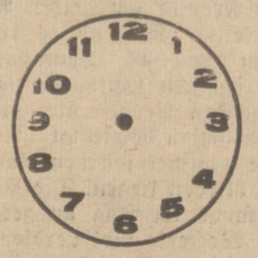
In Indien ereignete sich dieser Tage aus immerhin ungewöhnlichem Anlaß ein Eisenbahnunglück. Als der Schnellzug von Assam nach Kalkutta fuhr, bemerkte der Lokomotivführer plötzlich vor sich auf den Gleisen ein Hindernis, ohne daß er zunächst erkannte, was es war. Er zog die Bremsen, konnte aber doch nicht verhindern, daß der Zug das Hindernis überfuhr. Es war, wie sich dann herausstellte, ein gewaltiger Bär. Drei Wagen des Zuges entgleisten und der Betrieb war für mehrere Stunden unterbrochen.



Rätsel-Ecke



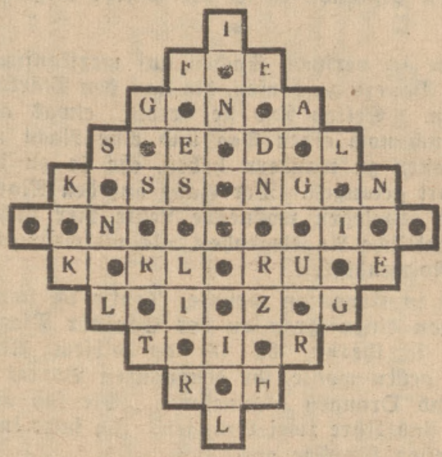
Uhren-Rätsel.



3, 2, 1	= Strom
1, 2, 3, 4	= Sängerin
1, 2, 3, 4, 5	= Baum
1, 2, 3, 4, 5, 6	= Mehrzahl davon
2, 3	= Verhältniswort
4, 5, 6	= Neutrum
5, 6, 7	= Fluß in Süddeutschland
8, 9	= Ausruf
8, 9, 10, 11, 12	= Tondichter
11, 12	= Fürwort
10, 11, 12, 1, 2, 3	= Weltstadt
1—12	= ?

*

Diamant-Rätsel.



Die Punkte obiger Abbildung sind durch Buchstaben zu ersetzen und zwar derart, daß waagerecht zu lesende Wörter (meistenteils größere Städtenamen) entstehen. Sind es die richtigen Wörter, so ist die längste senkrechte mit der längsten waagerechten Linie gleichlautend und nennt ein sommerliches Spiel.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 178

Spitzen-Rätsel:

S	O	M	M	E	R	A	B	E	N	D
o	s	e	e	i	i	p	o	r	u	o
d	w	s	r	s	t	o	r	w	b	r
a	a	s	i	m	t	s	n	i	i	a
	l	e	n	e	e	t	e	n	e	
	d		o	e	r	e	o		n	
				r		l				

= Sommerabend.

*

Rätsel: Der Buchstabe D.

*

Ergänzungs-Rätsel: Walter Flex.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. o., beide in Bromberg.